Das seltsame Plättbrett

Eine siebenundachtzigjährige Insassin eines Stiftes in der englischen Stadt Romsey segnete kürzlich das Zeitliche. Seit ihrer frühesten Jugend hatte sie in der Anstalt gelebt, die sie nur [illegible] und zwar unter recht außergewöhnlichen Umständen, verließ [illegible] krankte und, nachdem sie in eine Art Starrkrampf gefallen, und sogar [illegible] worden war. Sie wurde in einen Sarg gelegt [illegible] in diesem zur Aufbahrung in die Kirche getragen werden. Unterwegs vernahmen die Träger indessen aus dem Innern des Sarges ein sonderbares Geräusch; erschreckt ließen sie ihre Last fallen, deren Deckel absprang und die Totgeglaubte freigab. Den Deckel des Sarges, der ihr beinahe zum Verhängnis geworden, ließ die so glücklich Gerettete sich in das Stift bringen und benutzte ihn — eine seltene Art der Pietät — bis in ihre letzten Jahre als — Plättbrett.

Ein fortgewehter See

[illegible] amerikanischen Wirbelwinde sind berüchtigt. Erst kürzlich wurde gemeldet, daß solche Stürme Unmengen von Sand und Schlamm über fruchtbare Felder getragen und die jahrelange Arbeit der Pflanzer vernichtet haben. Daß aber ein ganzer See fortgeweht wird, ist immerhin selbst für amerikanische Verhältnisse ungewöhnlich. Das ist jedoch kürzlich in Nebraska geschehen. Ein kleiner See, der nördlich von Ellsworth lag, ist von einem Wirbelwind sozusagen aufgesogen und fortgetragen worden. Er befindet sich jetzt nicht weit von seinem alten Platz in einer Bodensenke, die früher vollkommen trocken war. Das merkwürdigste ist, daß durch die Gewalt des Sturmes auch die Fische des Sees mit emporgewirbelt wurden und jetzt in dem neuen See fröhlich umherschwimmen. Hoffentlich fehlt es dem See dort nicht an Zuflüssen, sonst wird er wohl bald eingetrocknet sein!

≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Zur Geschichte der Gemeinde Dössel

(Nach Auszügen aus der Dorfchronik) von Nutt, Brakel

3. Fortsetzung.

Wäre das Kapitel nicht so traurig, dann sollte sich eine genaue Erforschung lohnen, was aus einem armen Volke herausgepreßt werden kann. 1818 zählte man die öffentlichen Abgaben zusammen und errechnete 452 Thl. und 1279 Scheffel Heuern. Hoffentlich war in diesem auch der Zehnte vom Acker enthalten, denn andernfalls wäre dem armen Bauer nichts verblieben. Die vorhandenen Schulden werden mit 2640 Thl. angegeben. Der Schlacht-, Mahl- und Salzsteuer will ich gar nicht gedenken, ebenfalls nicht der 1828 eingeführten Klassensteuer, die die Gemeinheit monatlich 22 Thl. kostete.

Dieses traurige Kapitel will ich nicht schließen, ohne die damaligen Dösseler zu rechtfertigen. Später sagten mal Pfarrer Lünz und Landrat v. Hiddessen, die Bevölkerung sei faul, sonst würde sie nicht soweit zurück sein. Will man es den armen Menschen verübeln, wenn sie nach all der Drangsalierung den Mut zur Arbeit verloren?

Krankheiten der Menschen und Tiere

Die jährlichen Aufzeichnungen über die Geburten und Sterbefälle lassen einen Überschuß an ersteren erkennen. Da die Einwohnerzahl sich gleich geblieben ist bis heute, so kann nur eine ständige Abwanderung stattgehabt haben. Man sollte meinen, daß diese nach Amerika erst später eingesetzt hätte. Aufzeichnungen darüber finde ich nicht. Mit dem Aufblühen der Industrie schluckte diese die wertvollste Arbeitskraft. Von den Todesfällen buchte man nur die Unglücksfälle und die Seuchen. Die ersteren hatten ihre Ursachen fast immer im Abstürzen von den schadhaften Hausböden. 1829 starben Monate lang Personen an „bösartigem hitzigen Nervenfieber". Sollte das nicht der Typhus gewesen sein? Die Krankheit hatte weite Verbreitung, auch in den umliegenden Orten. Da man Desinfektionsmittel anderer Art noch nicht kannte, wurden die befallenen Häuser mit Essig ausgeräuchert. Obgleich bereits die Pockenimpfung eingeführt war, erkrankten und starben im Jahrzehnt 20—30 viele Menschen an den schwarzen Blattern. Ob diese Krankheit identisch ist mit dem darauf herrschenden „schwarzen Fleckenfieber", mag ich nicht entscheiden. Diesem fielen in kurzer Zeit 19 Personen zum Opfer. Immer hat aber eine Krankheit geherrscht, die mit den Bodenverhältnissen zusammengehangen hat. Ich meine das kalte Fieber oder Wechselfieber. Aus meiner Jugend erinnere ich mich noch der Beschreibung des Verlaufs und der Bekämpfung dieses Fiebers. Es war eine Art Malaria, wie sie heute noch in den Pontinischen Sümpfen Italiens herrscht, und die auch unsere Krieger auf den südlichen Kriegsschauplätzen befiel. Als nach der Separation der Boden entwässert war, verschwand sie von selbst, wie auch die Malaria in Italien nach Trockenlegung der Sümpfe erlischt. Die Beschreibung, warum die Kranken nur zeitweise fieberten, sich aber dann wieder wohl fühlten, würde zuweit führen. Die im Jahre 1831 von Osten vordringende Cholera kam nicht über Berlin hinaus. Daß man deren Einbruch aber befürchtete, beweist die Abhaltung von Bittandachten.

Häufiger wird von Krankheiten der Haustiere gesprochen. Ich finde das erklärlich, denn diese bildeten den täglichen Umgang und das Vermögen des Landwirts. Das Sprichwort: „Frauen Sterben bringt dem Bauern kein Verderben, aber Vieh Verrecken das bringt dem Bauern Schrecken" will ich nicht als ernst gemeint hierher setzen. Der Rotz der Pferde, die Druse, die Mondblindheit waren gefürchtete Seuchen. Bei den Schweinen ist die immer wiederkehrende Klage über das Massensterben an Bräune (Rotlauf). Es scheint sich so oft ereignet zu haben, daß die Schweinehaltung sich nicht mehr lohnte. Hierin liegt die Lösung der Frage, daß damals bei einer Viehzählung nur 51 Schweine vorhanden waren. Daß die Schafe nach nassen Jahren in Massen an der sogenannten Fäule erkrankten und eingingen, ist früher schon gesagt. Aber auch die Kühe wurden befallen. Wenn sie auch nicht in so großer Zahl eingingen, so war doch die Milchleistung stark herabgesetzt. Als die Ursache, die nassen Weiden, fortfielen, hörte auch das Leiden allmählich auf. Heute ist es nur eine Seltenheit.

Wegebauten

Die heutige Generation vermag sich keine Vorstellung davon zu machen, in welch desolatem Zustande sich früher die Wege befanden. Der Jetztmensch, wenn er auch noch nicht mit Asphaltstraßen verwöhnt ist, faßt es einfach nicht, wie frühere Jahrhunderte ohne harte Wege auskamen. So lesen wir noch aus dem Mittelalter, daß Köln kein Pflaster kannte, sodaß bei Regen die Menschen nicht ausgehen konnten. Um es vorweg zu nehmen, wie es in der Hinsicht in Dössel aussah, setze ich hierher die Worte des Berichterstatters Heinrich Peine aus dem Jahre 1842: Die Straße im unteren Teile des Dorfes von Georg Genau seinem Hause bis Georg Hennemann seinem Hause war in einem total schlechten Zustande, sodaß sie bei nasser Witterung kaum zu Pferde zu passieren war. Der von der Schule zur Kirche herunter mußte mit 950 Fuder derart ausgefüllt werden, daß eine sechs Stufen hohe Treppe vor Gießens Hause fortfiel. Was früher zur Verbesserung geschehen ist, ist nicht verzeichnet. Vielleicht nichts. Erst 1827 berichtet Böhlen, daß 80 Malter Steine zu 22 Thl. gekauft wurden, um den Weg durchs Dorf von der Pastorat herab auszufüllen und auszubessern. Nicht nur im Dorfe, sondern auch außerhalb wurden Straßen im Scharwerk gebaut. So mußte Dössel zum Bau der Chaussee zwischen Hohenwepel und Peckelsheim 225 Tagewerke arbeiten. Im folgenden Jahre mußten zur Kreisstraße gestellt werden: zum Steinschlagen, Aufbringen und Walzen 17 Tage lang 20 Mann, dann wieder 60 Mann, außerdem für längere Zeit 20 Pferde. 50 Schachtruthen Steine mußten angefahren und aufgemaltert werden, wozu längere Zeit 6 Pferde gestellt werden mußten. Die Arbeiten dauerten über 3 Monate und kosteten der Gemeinde dazu noch 451 Thl. Im Dorfe selbst ging energisch der neue Vorsteher von 1841 ab vor. Er berichtet, daß Dössel anderen Gemeinden hierin nachstand. Der Landrat v. Hiddessen bezeichnet das als Trägheit und Faulheit. An dem Wege hinter dem Dorfe mußten zur Auffüllung 1500 Fuder Erde angefahren werden. Teilweise waren die Wege so schlecht, daß Peine behauptet, nicht mal im trockenen Sommer hätten sie von Mensch und Vieh begangen werden können. 1845 übergab man die Ausführung dem Wegebauer, Wiemers, einem mir noch bekannten intelligenten Manne.

(Schluß folgt).

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 34 | 27. April 1935 | 9. Jahrgang

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

(2. Fortsetzung)

„Haha! Fürs Herze oder für die Gurgel?"

„Mal seh'n", lacht Wimmer und öffnet die Tür zum Gasthaus, das da just an der Straße lockt. Er läßt die andern höflich vorangehen und wirft dann die Tür hinter ihnen zu. So — die ist er los. Vergnügt eilt er weiter. Der Ort ist ihm durchaus nicht unbekannt.

Zweites Kapitel.

Das Besitztum des Nikolaus Berger ist hinreichend bekannt. Ein Mann mit achthundert Morgen Wald und Wiesen und Feldern, einem Stall mit vierzig buntscheckigen, ausgezeichneten Milchkühen und einem Anwesen, das diesem Besitz entspricht, stellt in seinem Kreis schon etwas vor. Und wenn dann dazu noch ein Mühlenwerk kommt mit soundso vielen Arbeitern, Büros und Angestellten, so kann der Mann verlangen, daß man ihm mit einem gewissen Respekt spricht.

Dabei ist der Mann aber nicht einfach zu nehmen, trotzdem er erst in den Fünfzigern ist und eigentlich noch kein Querkopf zu sein brauchte. Vielleicht kommt es daher, daß ihm seine Frau, zwanzig Jahre jünger als er, von deren Schönheit man im ganzen Tal noch heute lebhaft spricht, zu früh und auf eine zu furchtbare Art weggenommen worden ist. Sie hat vor drei Jahren am Mühlenwerk einen falschen Schritt getan und ist vor den Augen ihres Mannes vom Schaufelwerk des Rades mitgerissen und gegen die riesigen Geröllsteine des herbstlich angeschwollenen Wassers geschleudert worden. Es war gleich vorbei.

Als Wimmer den stattlichen Mann auf der schön geschwungenen Terrasse des breit gebauten Wohnhauses sitzen sieht, die Abendzigarre qualmend, macht er unwillkürlich einen Bogen.

Und danach reckt er den Hals.

Denn da sitzt an dem reizvoll gedeckten Tisch, hinter den Blumenkästen auf dem Terrassenhaus und halb versteckt hinter den zwei riesigen Blautannen, die den kleinen Vorgarten schmücken, ein junges Mädchen. Auch eine alte Dame ist da, mit einer Lorgnette bewaffnet, ‚mit der sie' — denkt Wimmer höhnisch — ‚wohl die Mücken in der Luft zählen will'. Denn sonst gibt's doch eigentlich nichts Besonderes auf so einer Dorfgasse zu sehen. Die schönen Waldhänge, die überall emporsteigen, dürften den Leuten hier ja doch hinreichend bekannt sein.

Wimmer irrt.

Denn die alte Dame hat ihn, trotzdem er sich auf die andre Straßenseite verdrückt hat, mittels ihrer Lorgnette erspäht.

„Ein Hirschberger Jäger", verkündet sie mit heller, spitzer Stimme.

Herr Berger knurrt:

„Treiben sich heute schon den ganzen Tag hier umher. Haben wohl Felddienstübung."

Er nimmt die Zeitung vom Tisch auf und liest.

Und das ist gut.

Denn das junge Mädchen ist ohne Zweifel jäh errötet, und als sie nun ebenfalls den „Hirschberger Jäger" sieht, der auffällig langsam weiterschlendert, werden ihre Augen ordentlich weit vor Staunen, wie bei einem kleinen Kind, das den Weihnachtsmann sieht. Es sind schöne helle, blaue Augen, und sie passen zu dem kastanienbraunen Haar mit den goldnen Reflexen darin ausgezeichnet.

Am liebsten spränge die achtzehnjährige Lenel Berger nun mit einem Ruck auf — aber sie weiß, was sich gehört.

So sagt sie denn also:

„Tante, du hast doch nichts dagegen, wenn ich noch ein bißchen auf dem Klavier übe?"

Tante Ida, eine verwitwete Schwester Herrn Bergers, die seit dem Tode seiner Frau hier wohnt, hat nichts dagegen. Aber sie hat es gern, wenn man sie recht oft um ihre Meinung fragt.

Die Lenel erhebt sich vom Stuhl und ist nun ein sehr schlankes, rankes, geschmeidiges Mädel, das in Haltung und Bewegung von einer graziösen Anmut ist. Mit einem reizenden Lächeln nickt es der Tante zu — der Vater blickt kaum von der Zeitung auf, aber er schielt flüchtig darüber hinweg ihm nach mit einer versteckten, ganz in sich verhaltenen Zärtlichkeit — und huscht in das große Wohnzimmer hinein.

Wenn man in den Musiksaal will, muß man noch durch eine Flucht von vier, fünf Zimmern.

Ein paar Türen klappen auf und zu.

Es ist ein großer Garten, der das schöne, behäbige Anwesen des Herrn Berger umschließt. Nach hinten zu gibt ihm der ewig plätschernde, breite Wildbach in seinen massiven Steinufern die Grenze. Hier ist ein zauberhaft üppiges Blühen von Sträuchern und Kraut. Es riecht nach Pfefferminze und Habmichlieb und Holunder, und über den Zaun, der hier an den Bach stößt, wuchern die Buschrosen in roter und zartrosa Fülle.

Eigentlich soll die Lenel im Musikzimmer sein. Aber da steht sie nun hier in diesem verzauberten Winkel, und auf einmal taucht ihr helles, zartes Gesicht, dessen Mund selbst so rot und frisch glüht wie die Buschrosen, zwischen all der grünen, bunten Pracht am Zaun auf, und es wundert sich gar nicht, daß der Wendolin Wimmer steht und ein freundliches Lächeln herüberschickt.

„Vom Herrn Leutnant, gnädiges Fräulein", flüstert er. „Wir liegen in Märzdorf drüben. Und ein' sehr lieben Gruß" — den gibt er aus freien Stücken hinzu — „und hier is ein Brief vom Herrn Leutnant und da wird denn ja woll alles drinstehen."

Damit überreicht er ihr das Briefstein, fletscht vor Freude über den schönen Anblick die Zähne, macht im Gestrüpp einen richtigen Kratzfuß, als Lenel Berger ihm dankbar die Hand reicht, und verdrückt sich rasch.

Gut ist die Sache gegangen! Famos hat alles geklappt. Fein, daß sie ihn gleich gesehen hat und in den Winkel kam, wohin er ihr schon im Frühjahr ein-, zweimal heimliche Botschaft gebracht hat.



„... Und hier ist ein Brief vom Herrn Leutnant."

Ein Tausendsassa, der Herr Leutnant!

Und ein Engel, das Fräulein Berger!

Er stiefelt im Eilmarsch los, um wieder ins Quartier zurückzukommen und Bescheid zu überbringen. Er weiß, das gibt 'ne blanke Mark Botenlohn, und die braucht er gerade noch, um nachher im Kretscham etwas gegen den Durst zu tun.

*

Die Lenel hat den Brief in den Kleidausschnitt gesteckt und ist wieder davongehuscht. Sie kann's ja nicht sehen, daß ihre Augen noch blitzblanker geworden sind, aber das Herz schlägt ihr, daß sie eine Weile die Hände dagegen pressen muß und meint, gleich müßte es ihr vor Glück herausspringen.

Ein Brief von Hans! Gerad' heut, wo sie so herzlich an ihn gedacht hat, wo sie schon seit dem Vormittag weiß, daß die Jäger hier „wo herum" Übung haben.

Sie eilt ins Haus zurück. Mit fliegenden Rockzipfeln hinauf in ihr Zimmer!

Ruck, den Schlüssel rum!

Eigentlich eine unnötige Vorsicht, aber was tut ein selig verliebtes Herz nicht, um ein Geheimnis so gut wie möglich zu sichern.

Und dann springt die Zeilen wie ein fröhliches Lied in ihr Herz!

„Liebste Lenel!

Da bin ich ganz plötzlich, aus siegreichem Gefecht bei Märzdorf ins Quartier kommend, so dicht in deiner Nähe! Am liebsten hätte ich auch gleich mit meinen Jägern den ganzen Bergerhof gestürmt und dich als Beute mitgenommen. Na, nun machen wir's andersrum!

Sei um 9 Uhr an der St. Annakapelle!

Wir werden bis in die Nacht hinein im Quartier liegen, so daß Zeit genug für uns übrig bleibt, Lenel.

Dies in Eile. Ich freu' mich diebisch, Mädel.

Dein Hans."

Ja, das also klingt wie ein frohes Lied. Die Lenel stößt einen ganz kleinen, leisen Jubelruf aus, nicht lauter, als draußen vor den Fenstern die Drossel piepst.

Und dann rennt sie, die Tür aufreißend, die Treppe wieder nach unten — es klappen noch ein paar Türen, die weit offenstehen bleiben — und dann sitzt die Lenel am Klavier und haut ordentlich mit beiden Händen in die Tasten und spielt drauflos mit einer Begeisterung, die bis hinauf auf die Terrasse klingt. Tante Ida hebt verwundert den Kopf.

„Das Mädel spielt ja ordentlich flott! Langsam, langsam", kommandiert sie für sich und hebt gewichtig den Zeigefinger dabei, als wär sie ein Dirigent. Aber die Lenel kümmert sich den Kuckuck um das moderato der braven Tante. Herr Berger lächelt:

„Ja, ja, die Jugend, Tante."

Er lauscht ein bißchen so hin.

„Hat Temperament, die Lenel."

„Von dir", sagt Tante Ida, und es klingt wie ein Vorwurf.

Herr Berger blinzelt ihr gutmütig zu.

„Wenn sie sechzig ist, hat sie's nicht mehr, Ida."

Tante Ida läßt den Zeigefinger sinken. Es hat wirklich keinen Zweck. Das Mädel spielt da die Donauwellen, als wär's eine Polka! Ach du liebe Güte!

Ja, wenn die gute Tante auch eine Ahnung hätte, was da eben in das Herz der Lenel gefahren ist!

Es kommen noch mehr Walzer an die Reihe, und sie alle tönen mit Schwung durch die Zimmer, als hätte der Dreivierteltakt Flügel gekriegt. Nun, und das ist ja auch ein Unterschied, ob ein junges Mädel von achtzehn mit aller Herzensseligkeit ihrer ersten Liebe Walzer tanzt oder eine alte Dame von sechzig, für die auch ein Walzer schon ein beschwerlicher Spaziergang durch den Saal ist.

Und also hat schon alles seine Richtigkeit.

*

Oberhalb Seidorfs, unter den mächtigen Felsaufbauten der Gräbersteine, liegt auf waldiger Höhe die St. Annakapelle, ein rechtes Idyll unter den kleinen Gotteshäusern der Berge. Man hat von hier aus einen herrlichen Blick über Berg und Tal, und unter dem mächtigen Ahornbaum, der seit über dreihundert Jahren hier steht und sein gewaltiges Laubdach weit ausspannt, ist ein gutes Ausruhen. Dicht dabei sprudelt ein Bergquell durch die leise raunende Stille. Es ist ein romantisch-verwunschener Ort, wie geschaffen für heimliche und verschwiegene Zusammenkünfte.

Die Lenel würde im Schlaf nach dort hinauffinden, so gut kennt sie jene Stelle, hat sie sich doch im Frühjahr, als Götsch eine Woche Urlaub zu Hause verbrachte, hier oft genug mit ihm getroffen.

Eigentlich müßte sie jetzt, da sie schon lange vor der angegebenen Zeit hier wartet, bei einer Freundin im Dorfe sein — „zur Häkelstunde", wie sie der Tante vorgemogelt hat. Nun, die Notlüge wird ihr sicher einmal vergeben werden.

Die alten Tannen ringsum rauschen und raunen leise im Abendwind. Dunkelheit hängt über der waldigen Höhe. Ein verschlafener Vogel seufzt leise aus seiner kleinen, klingenden Kehle.

(Fortsetzung folgt)

Das Pfahldorf

Vorzeit-Skizze von Leon Freiherrn v. Campenhausen

Dort in der Ebene, wo man bei Weststurm die Wogen des Wetternsees gegen die Felsen des Omberg donnern hörte, lebten vor viertausend Jahren die Vorfahren der heutigen Schweden.

Die runden, aus Holzpfosten erbauten, mit Zweigen durchflochtenen, lehmverschmierten, steingepflasterten Hütten waren schon so alt, daß selbst die Aeltesten der Sippe es sich nicht sagen konnten, wie oft seit ihrer Errichtung die weiße und die grüne Zeit gewechselt hatten. Abends, wenn das rote Sonnenrad langsam in den Wettersee rollte, dann schimmerte der spitze Feuerstein an dem langen Eschenholzschaft. Die Männer kauerten geduckt hinter dem grauen Granitblock am Rande der von Blattpflanzen durchwucherten Senkung und warfen dem vertraut zur Aesung ziehenden Elch die Speere zwischen die Rippen. Aber froh konnten sie nicht werden.

Und wenn sie dann mit ihren Steinmessern ans Zerwirken der Beute gingen, da hielten sie oft inne und horchten gespannt gegen das Urwaldgebiet des Omberg hin, von dessen Höhen oft genug das Unheil genaht war. Immer häufiger hatte es sich ereignet, daß die wilden Höhlenbewohner, Steinäxte schwingend, in langen Sätzen kreischend über sie herfielen, wie der Wirbelsturm pfeifend durchs Geäst der Kiefern fährt. Und wenn abends die Frauen auf den Knien vor ihren ausgehöhlten Mahlsteinen hockten und mit dem Rundstein die Gerste zu Mehl zerrieben, wanderten ihre Gedanken kummervoll zu dem Tage zurück, da die Höhlenbewohner, die ja weder Ackerbau noch Viehzucht kannten, gleich einem Rudel Wölfe über ihre Siedlung herfielen.

Das Schlimmste aber war, daß beim letzten Ueberfall die schönsten Steinäxte den Räubern in die Hände fielen, und man weiß ja, daß zur Herstellung einer solchen Axt eine Arbeitszeit gebraucht wird, die so lange währt, daß man den Mond sechsmal am Himmel als runde Scheibe stehen sieht.

Eines Tages, als die Männer mit den in runde Knochengriffe hineingebundenen, flachen gemeißelten Feuersteinen die Fett- und Fleischteile von der Elchhaut schabten, um diese zur Dachdeckung gebrauchsfähig zu machen, sagte einer von ihnen: „Der Rauchervogel im See baut auf dem Wasser. Er beißt das runde Blatt ab und befestigt sein Nest am Stengel, der aus dem Seeboden hervorwächst. So ist es verankert wie unser Einbaum, wenn wir den Stein an der Sehnenleine hinauswerfen. Der Marder aber und der Fuchs können dem Vogel nichts mehr anhaben. Wir wollen es ihm nachtun."

„Die Otter kann schwimmen und das Taucher vogelnest erreichen", meinte ein anderer. „Wenn der Feind im gehöhlten Baumstamm kommt, sind wir auch da nicht sicher. Nur dann, wenn wir weder gehend noch fahrend erreicht werden können, sind wir, unser Vieh, die Aexte und kostbaren Feuersteine geborgen."

Wenn man von den Wohnplätzen dieser Steinzeitmenschen gegen Sonnenaufgang ging, nicht weit, nur etwa so lange, wie das Abfellen eines Bären dauerte, dann gelangte man in eine seltsame Gegend: Es war das eine lockere, von Quellfluten beständig durchrieselte Moderfläche aus schlüpfrig zähem Kalkschlamm. Ein seichter, untiefer Wasserspiegel lag darüber, und überall standen vereinzelte Binsen und Schilfhalme darin. Hier war es unmöglich, auch nur einen Schritt zu gehen, ohne zu versinken, und es gab kein Boot, dem das seichte Wasser das Vorwärtskommen gestattet hätte.

Eine jähe Erregung hatte sich der Sippe bemächtigt: Der Wohnplatz war gefunden.

Lange Stege schoben sie auf den Schlamm hinaus, und etwa hundert Meter vom Festland begann der Bau der neuen Siedlung.

Weithin dröhnten die Schläge der langen Rammpfähle, die Stück für Stück tiefer versanken, bis sie den Untergrund erreicht hatten und in ihm festsaßen. Querbalken wurden darüber befestigt, und auf diesem Rost erbauten sie die Hütten, die einen für sich, die anderen für das Vieh.

Ueber die Stege hin, die bei nahender Gefahr schnell abgebrochen und eingezogen werden konnten, entwickelte sich der regste Verkehr. Hier gingen sie hin, um den Wald auf der Suche nach gutem Zunderschwamm zu durchstreifen, den sie mit scharfem Schnitt vom Baumstamm lösten.

Am Strande des Wetternsees fanden sie vom Wasser glattgeschliffene Kiesel aus Quarzit, denen sie durch Behauen eine handliche Form gaben. Zurückgekehrt, schlugen sie damit gegen ein Stück Schwefelkies und ließen die Funken auf den an der Sonne getrockneten Schwamm sprühen, der alsbald Feuer fing. Nun war es ein leichtes, die Flamme auf das dürre Reisig zu übertragen, das auf der runden Kalksteinplatte in der Mitte der Hütte lag. Und bald kochten im gebrannten, mit Grübchen und Zickzacklinien verzierten Tontopf die mit Angelhaken aus Bärenknochen gefangenen Fische des Wetternsees.

Als dann die Zeit kam, da unsichtbare Hände tauglitzernde Fäden von Grashalm zu Grashalm über die Ebene spannen, gerieten die Laubdickungen an den Hängen des Omberg in Bewegung. Ueberall wippten, schaukelten und rauschten die Zweige, als trieben Scharen von Eichhörnchen ihr Wesen darin. Es war Haselnußernte.

Und wenn dann die Nüsse zur Winternahrung im Vorratsraum lagerten, wurde ein jeder wilde Holzapfelbaum, dessen Standort im Umkreis bekannt war, seiner kleinen Früchte beraubt, die der Länge nach aufgeschnitten gedörrt und aufbewahrt wurden.

Je kürzer die Fahrt des Sonnenrades am Himmel wurde, desto lebhafter ging es in den Hütten zu.

Rings um das leuchtende und wärmende Feuer saßen die Bewohner, und man hörte das Hämmern, Meißeln, Schaben, Feilen, Sägen und Schleifen bei der Herstellung der vielfachen Steingeräte, der Meißel aus Elchgeweih und der nadelspitzen Pfriemen aus dem Schienbein der Ziege, dem Wadenbein des Wildschweins und dem Ellenbogenbein des Hasen.

Das Feuer flammte und warf Lichter auf das blonde, vor den schmalen Köpfen lang herabhängende Haar.

Die eine der Hütten aber war anders als alle anderen. Aeußerlich freilich konnte man nichts Besonderes wahrnehmen. Wenn man aber eintrat, da lag es wie ein geheimnisvoller Hauch in der Luft, und unwillkürlich sprach man leise und bewegte sich langsam.

Hier saß am Feuer ein Mann. Um ihn her auf Platten von Kalkstein, in Schalen von Holz und Töpfen von Ton lagen ungezählte, kleine seltsame Dinge, die er alle bearbeitet hatte.

Es waren da Hängezierate aus dem kostbaren Bernstein, den die Männer jenseits der Wälder, wo nach ihren Berichten die Erde endet und das große Wasser beginnt, mitgebracht hatten, wenn sie die Felle der in der Schneezeit erlegten Bären, Marder und Vielfraße zum Tausch entgegennahmen. Bernsteinperlen von der Form doppelschneidiger Aexte und Bernsteinknöpfe nach dem Vorbild junger Steinpilze, die man ihres Stengels beraubt. Zur Erinnerung an ruhmreiche Jagden waren da durchbohrte Eckzähne von Bären und Wolf, die man als Anhänger tragen konnte. Es gab da Schmuckstücke aus den Vorderzähnen des Elchs und den Backenzähnen des Wildschweins mit Löchern, die durch das Wurzelende gebohrt waren.

Der Mann, der da am Feuer saß und tagaus tagein alle diese kleinen Dinge bearbeitete, war ungewöhnlich weitblickend und klug. Infolge der Erkenntnis, daß die Mehrzahl der Menschen nicht so sehr auf den inneren Gehalt wie auf die äußere Form achtete, hatte er seiner Werkstatt einen neuen Zweig eingefügt. Er imitierte. Er nahm Knochenstücke und schnitzte Zierate daraus, die genau die Form der Elch- und Wildschweinzähne besaßen.

Dieser Mann hatte aber noch zwei andere Dinge in seiner Hütte, die freilich nicht ohne weiteres allen Blicken zugänglich waren, da sie auf einer Steinplatte unter einem umgestülpten Tontopf lagen. Das eine war ein Stein, in den ein kleines vierspeichiges Rad hineingeritzt war, und das andere eine Steinaxt, zu klein, um als Waffe oder Werkzeug gebraucht zu werden, zu groß, als daß sie als Schmuckstück hätte dienen können. Der kluge Mann hatte diese Dinge als Symbole hergestellt, denn wie er wußte, war das Sonnenrad am Himmel der Lichtgott, und er hatte auch erfaßt, daß der Sonnengott im Kampfe gegen die Mächte der Finsternis Aexte schleuderte, die von den Menschen als Blitze wahrgenommen wurden.

Jahraus jahrein durchspülten die Quellen den Schlamm und die Siedlung, aber fest standen die Hütten und geschützt auf ihren Pfählen.

Und erst wenn einer der Bewohner im Tode erkaltet war, dann siedelte er über ans Festland. Dort setzten ihr die Ueberlebenden in das große, aus flachen Steinblöcken gebaute Grab, gaben ihm Waffen, Speise und Hausrat mit auf den Weg und sorgten für die Ruhe des Toten.





1) gerade noch parieren, aber dann kam die Linke und — aus war's. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Gras; neben mir stand der Riese und betrachtete mich wie das Huhn den Regenwurm. Mühselig rappelte ich mich hoch. Als ich mich aber von den Knien erheben wollte, sagte der Mann sein ‚Junge, Junge!', holte aus und schickte mich wieder in das Reich der Träume.

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, als ich ins Dasein zurücksank. Mein Peiniger hatte sich glücklicherweise bereits aus dem Staub gemacht. Ein menschliches Wrack mit faustgroßen Beulen auf dem Kopf schleppte ich mich in mein Gasthaus und landete in der Begleitung des händeringenden Portiers schließlich in meinem Zimmer. Mit einem Eisumschlag auf dem Haupt, gebrochen an Leib und Seele machte ich mich dann auf die Suche nach jener Zeitung. Ich fand sie auch, blätterte um und sah das wüste Gesicht des schrecklichen Mannes. Ich blickte hierauf etwas weiter hinunter und riß die Augen auf, soweit es die Schwellungen zuließen. Unter dem Bild stand nämlich geschrieben: ‚Der Europameister im Schwergewicht!' Dann folgte ein Strich, und erst darunter prangte in fetten Lettern die Ueberschrift: ‚Flüchtiger Defraudant und so weiter...'

Und nun werden Sie verstehen, meine Herren", schloß unser Reisegefährte seine Erzählung, „daß ich seither auf mein vorzügliches Gedächtnis nicht mehr stolz bin."

Vier Minuten Nebel und Ozean

Erzählung von Paul Jakob

Die ganze Nacht brüllt unser Nebelhorn — den ganzen nächsten Tag — den übernächsten — drei Tage — vier Tage — jede Minute ein Schrei. Es ist richtig zottdick. Bis jenseits der Neufundlandbank, sagt sich jeder, wird das wohl so bleiben. Schon längst laufen die Maschinen ganz kleine Fahrt. Das Brausen der Bugwelle ist nur noch ein Glucksen und Plätschern. Wie ein wesenloses Gespenst schieben ich 4000 Tonnen durch milchiges Grau. Wenn der Ausguckmann von der Spitze des Schiffes zurücksieht, erschrickt er jedesmal. Es sieht aus, als ob Vorderschiff und Brücke mutterseelenallein im Nebel festsäßen. Er hat das Gefühl, der letzte Mensch im verdämmernden Weltall zu sein.

Der „Alte" wagt kaum, seine Hand vom Maschinentelegraphen zu nehmen. Er hat mal gesehen, wie im Nebel ein dicker Passagierdampfer einen kleinen Frachter glatt durchschnitt. Ganz leicht ging das! Wie ein Messer durch Butter! Der Nebel konnte sich gar nicht so schnell an der Stelle zusammenschließen, wie der Frachter abbuddelte, und wo eben noch ein Schiff war, befand sich ein leeres Loch im Nebel. — So etwas vergißt man nicht!

Die Steuerleute stehen wie Bildsäulen auf dem Brückendecken. Niemand wagt hin und her zu gehen. Sie haben Angst, irgend ein Geräusch, ein Signal, aus dem Nebel zu überhören. Kommandos werden geflüstert. Nur die Freiwachen liegen sorglos in den Kojen. Sie vertrauen fest auf ihren Kapitän. Seeleute sind nun einmal so: wenn sie wissen, es ist jemand da, auf den sie sich verlassen können, dann tun sie es auch.

Gegen Mittag des vierten Tages will der Alte das Schiff doch lieber ganz stoppen. Wir kommen nämlich in die übliche Atlantikroute, wo unsere dicken Kollegen vom Passagierfach ihren Fahrplan innezuhalten haben. Der Kapitän schickt mich achteraus zum Logeinholen. Die Leine des im Wasser treibenden Geschwindigkeitsmessers sticht wie eine langer, dünner Finger in die Nebelwand, und das Ende kann man gar nicht sehen. Die Loguhr steht bei der langsamen Fahrt fast still. Das Einholen geht sehr schwer. Es ist, als wäre die Leine an einer fernen, unsichtbaren Insel festgemacht. Vielleicht hängt wieder ein Haufen Golfkraut an dem Log, denke ich. Und richtig! — Um den Klumpen abzuschütteln, stelle ich mich in die Sprossen der Reling und muß mich dabei freihändig über Bord legen. „Eine Hand fürs Schiff — eine für mich", denke ich gerade noch an die alte Seemannsregel und will mit der einen Hand nach der Reling fassen...

In demselben Augenblick habe ich das Gefühl, als ob mir eine Riesenfaust von hinten aus dem breiigen Nebel ein spitzes Stück Eisen durch den Kopf schlüge — von oben nach unten, daß die Spitze durch den Körper saust und an der Fußsohle hinausragt. Im Schiffsjournal steht, ich hätte das Gleichgewicht verloren und sei über Bord gefallen. Das hat der Kapitän geschrieben. Ich habe das später selbst gelesen und auch unterzeichnet. Aber ganz so einfach war es doch nicht! Schließlich habe ich es doch erlebt! Deutlich spürte ich doch den Schlag mit dem spitzen Eisen. Ganz heimtückisch, hinterlistig aus dem Nebel kam er.

Ich greife um mich. Meine Hände packen Luft. Ich schwebe. Wahrhaftig, ich muß Flügel haben. Gewaltige Flügel! Mit denen rudere ich unbeholfen umher. Ich habe gar nicht gewußt, daß ich fliegen kann. Ich muß wohl höher, der Sonne entgegen —, ich hole mächtig aus mit den Schwingen: rund herum dreht es mich. Die Luft wird mir knapp. Meine Flügel werden plötzlich meine eigenen Arme und Hände. Die Luft wird Wasser. Da hebt mich eine unerklärliche Gewalt sanft hoch. Mein Kopf ist plötzlich über Wasser, und als ich das erkenne, da hätte ich ihn bald wieder untergetaucht. Ich schreie: ‚Schipp ahoi!" Verzweifelt: „Schipp ahoi!" Das Schiff! Wo ist nun das Schiff?

Schwimmen kann ich. Wohin soll ich aber schwimmen? Den Horizont kann ich ja mit der Hand packen. Er ist ganz dicht um mich herum. Nur nicht abzappeln, denke ich und lausche. Ganz schwach rudern meine Hände unter Wasser. Ich treibe aufrecht stehend. „Schipp ahoi!"

Der Ruf bleibt in meiner Mundhöhle. Ich strecke den Arm vor und rufe gegen die Hand. Wahrhaftig, der Schall bleibt im Munde, er erreicht nicht einmal meine Hand. Eine wahnsinnige Angst packt mich. Das Schiff kann doch nicht einfach weiterfahren! Man muß mein Fehlen doch bemerkt haben! Der Alte wollte doch stoppen! Ob ich hinterherschwimme? Aber wohin? In welche Richtung? — „Schipp ahoi!"

Dumpf heult das Nebelhorn. Es heult überall. Wohin ich auch den Kopf wende. Der Nebel ruft den Ton von allen Seiten zurück.

Ruhe — flüstere ich mir zu — Ruhe, Ruhe! Nur nicht abzappeln. Ich habe das mal gesehen. In Rio. Im Hafen. Keiner konnte helfen... Ich muß brüllen. Woher sollen sie sonst die Richtung wissen.

„Schipp ahoi!" — Halt! Was plätschert da? Ich lege das Ohr aufs Wasser! Ja — da — ich werfe mich vor. Jetzt kommt es nur auf Tempo an. Nicht auf Brust- oder Rückenschwimmen! Ich springe aus dem Wasser, Satz für Satz — Meter um Meter. Schlage mich wie toll vorwärts. Mache ordentlich Kielwasser. Stopp! Mein Herz pocht wie unsinnig. Die See ist ganz glatt. Kleine Kreise umziehen mich. Die Kreise meines klagenden Herzens — die Kreise meines Lebens. Sie werden größer — immer größer — verlieren sich in Armeslänge im Nebel. Was soll nur mein Kopf noch über Wasser? Rufen soll er, schreien, schreien: „Schipp ahoi! Schipp ahoi!"

Meine Beine werden so merkwürdig schwer. Sie sind eigentlich überflüssig. Was soll ich damit? Ich habe an meinem Kopf genug! Wenn nur das Nebelhorn aufhören wollte! Ob man mich an Bord überhaupt rufen hört? Ich will nicht mehr rufen, lieber ausruhen, den Kopf aufs Wasser legen. Es muß schön sein — ihn unterzutauchen — —

Da — eine schwarze Wand, ganz dicht vor mir, keine zehn Meter. Eine Jakobsleiter. Ran! Gepackt! Festhalten!

Was schreien sie an Deck? Geht mich nichts an! Ich habe mich nur festzuhalten. —

Unser Käppen hat eine gute Seele. Ein ganzes Wasserglas Rum muß ich trinken.

„Welch ein Glück", sagt er, „daß wir schon gestoppt hatten. Bei dem Nebel hätten wir Dich sonst nimmer gefunden."

„Wie lange habe ich denn im Wasser gelegen?"

Der Alte sieht den Steuermann an. „Ja", meint er endlich, „wir sahen Dich fallen — die Jakobsleiter wurde überlegt — na — vielleicht vier bis fünf Minuten."

„Stunden! Käppen — nicht wahr? Vier Stunden!" widerspreche ich ungläubig. — Er schüttelt den Kopf, und ich bekomme ein zweites Glas Rum. Aber ich denke: mich reden sie nicht dumm, vier Stunden habe ich im Wasser gelegen, vier Stunden im Ozean, und ringsum nur Nebel.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 34 | **27. April 1935** | **9. Jahrgang**

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

(2. Fortsetzung)

Die Lenel hat sich vor dem Kirchlein auf dem abfallenden Hang ins duftende Kraut gesetzt und träumt in die Weite. Die ersten Sterne glitzern am Himmel.

Und dann hebt sie lauschend den Kopf — wie ein witterndes Reh.

Knackende Äste am Hang. Kaum hörbare, von Moos und Kraut gedämpfte Schritte. Ein leiser Ruf. —

Die Lenel hat das Herz im Halse. Es tut noch einen ganz lauten, hellen Schlag, und dann ist Hans von Götsch da — und zwei junge Menschen stehen eng umschlungen unterm gestirnten Himmelszelt.

„Lenel — Himmelswölklein!"

Er hat sie mit beiden Armen hochgehoben und schwenkt sie herum, daß ihr beinahe der Atem vergeht.

„Hans — lieber Hans, laß mich leben."

„Darauf kannst du dich verlassen, Lenel", lacht er und stellt sie vorsichtig auf die Füße.

„Zwei Wochen lang nicht gesehen, Hans. Es war ganz furchtbar."

„Holen wir gleich nach, du —"

Und es dauert eine lange Weile, bis ihre Lippen sich wieder voneinander lösen. Dann sitzen sie beide nebeneinander im Grase, die Hände ineinander verschlungen. Die Sterne sind zahlreicher geworden, der Mond steht hoch und silbern über den Bergen wie eine feierliche Ampel des lieben Gottes, die er für alle Liebenden der Welt aufgehängt hat.

Ein herber, würziger Duft strömt von den hohen Tannen aus, die um St. Ännen stehen.

Hans von Götsch erzählt von dem überraschenden Alarm in der Frühe und der Felddienstübung.

„Du, als ich merkte, wohin es ging, gab es in meinem Kopf einen hörbaren Knacks und sagte ganz deutlich: Lenel — hurra!" lacht Götsch leise.

Sie schmiegt sich an ihn.

„Ach, Hansemann, ich bin vor Schreck beinahe vom Stuhl gekippt, als ich den Wimmer an unserm Haus vorbeiwimmern sah."

Sie lachen sich gegenseitig wie zwei Spitzbuben ins Gesicht. Und dann gibt's noch hundert und ein Ding zu erzählen, und die Zeit rinnt dahin im Raunen des dunklen Waldes.

„Wie lange kennen wir uns schon, Lenel?" fragt Götsch.

„Ein ganzes Jahr, Hansemann", antwortet sie stramm wie ein Soldat.



Und zwei junge Menschen stehen unter dem gestirnten Himmelszelt eng umschlungen.

„Mädel, ich wart' nicht mehr länger. Höchste Zeit, endlich mit deinem Vater zu sprechen. Mag er noch so ein Querkopf sein, das muß endlich in Ordnung kommen. Jawoll!"

Die Lenel nickt ernsthaft.

„Freilich. Wenn der Vater nur nicht gegen das bunte Tuch so voreingenommen wäre."

„Weiß der Kuckuck, was er dagegen hat, Mädel. Schließlich sind wir doch auch ganz passable Menschen. Hm?"

„O ja", lacht die Lenel dicht an seinem Munde.

Ja, es ist schon ein bißchen sonderbar um den alten Berger. Im Frühjahr hat er gemerkt, daß mit dem Mädel und dem Leutnant von Götsch etwas ist, schließlich sind ihm ja die Götschs nicht unbekannt. Und da hat er sich die Lenel vorgenommen und ihr kühl erklärt: „Bild' dir nichts ein, Kind. Halt' dein Herz in der Hand. Windige Offiziere kann ich in meiner Verwandtschaft nicht gebrauchen. Ich huste darauf, verstanden? Und ich wünsche nicht, daß sich da ein gewisser Jemand denkt, er könnte sich mal später in den

Berger-Betrieb reinsetzen. Mach dir das gut klar, mein Kind!"

So etwa hörte sich das an, ja. Der Lenel gruselt's noch, wenn sie an jene Unterhaltung denkt. Ganz kalt und drohend hat der Vater ausgesehen, daß einem jedes Wort auf den Lippen hängen blieb.

Nun, das ist ja vorbei, und von jeher haben Liebende das schöne Vorrecht gehabt, niemals die Hoffnung auf einen guten Ausgang ihrer Sache zu verlieren.

„Morgen haben wir dienstfrei", meint Götsch nachdenklich, „da hätt' ich Zeit. Es wird einfach zum Sturmangriff geblasen. Sprung auf, marsch, marsch! Handstreich, Überrumpelung. Hurra, hurra! Sieg!"

Klingt mächtig einfach!

Lenel kneift ihn in den Arm, sie würde sonst beinahe auch „hurra, hurra" mitschreien. Wenn auch nur ganz leise. Aber die Angst sitzt ihr doch im Herzen.

„Warte noch ein paar Tage, Hans. Vielleicht bis Sonntag, ja? Vater ist morgen wenig zu Hause, glaube ich, und hat in der Holzmühle zu tun. Da ist er immer nervös. Ach Gott, wenn er nur mal richtig guter Laune wäre."

„Haha, die soll er schon kriegen, wenn er sein Mädel glücklich weiß. Also gut: Sonntag! Muß ja mal sein, Lenel. Je eher, um so besser. Wir können uns doch nicht zeitlebens hinter der Annakapelle treffen oder in kleinen Konditoreien, wie? Mal möcht' ich dich auch am hellen, lichten Tage küssen!"

Er zieht sie wieder an sich.

Sie flüstert:

„Ich werde keine ruhige Stunde haben bis Sonntag."

„Um so ruhiger wirst du nachher sein, Liebes. Nur Mut und feste druff!"

Sie steht wieder still. Lenes Kopf ruht an Götschs Schulter, und so träumen sie in die Dunkelheit hinein, zwei Verzauberte unter den Sternen der warmen Nacht. —

Ein kurz knackendes Geräusch hinter der Kapelle läßt sie ein wenig zusammenschrecken.

„Na?" murmelt Götsch leise.

Er wendet den Kopf.

„Es ist nichts."

Ängstlich sagt Lenel Berger:

„Wir wollen gehen, Hans. Ich kann ja nicht so lange bleiben. Und du hast noch einen weiten Weg."

„Den mach' ich im Handgalopp."

Er ist aufgestanden und sieht sich um. Seine scharfen Augen durchdringen die Dunkelheit. Nein, da sind nur die Mauern der Kapelle, vom Mondlicht magisch angeleuchtet. Er macht ein paar Schritte, Lenel folgt ihm scheu.

„Kein Geräusch wahrscheinlich", sagt er, und das Lenel zieht denn auch rasch den Rock an sich. „Also Abmarsch! Hast recht, es ist Zeit zum Gehen, so gern man auch die ganze Nacht hier sitzen könnte."

Er dehnt die Arme weit auseinander und umschlingt die Lenel noch einmal fest.

So stehen sie mitten in einem Streifen silbrigen Lichts eine kurze, selige Minute lang. Und dann gehen sie eilig Arm in Arm davon und tauchen im Tannendunkel des Hanges unter.

*

Das Brombeergestrüpp hinter der Kapelle raschelt auseinander.

Eine Männergestalt drängt sich hervor. Reckt sich in den kräftigen Schultern und zieht vorsichtig den Riemen des Gewehrs, das ihm über der Schulter hängt, fester an sich. Auch er steht jetzt in dem Streifen Mondlicht, in dem sich noch eben zwei junge Menschen umschlungen gehalten haben.

Das Jägerhütl hält er in der Hand, und so ist deutlich die Narbe, die ihm über die linke Seite der Stirn läuft, zu sehen. Sie reicht bis unter den dichten, schwarzen Haarschopf. Ein Ausdruck blinden Hasses füllt das schmale, scharf geschnittene Gesicht, das dem schmalen Pfad zugewendet ist, in dem die beiden verschwunden sind.

„So also sieht die Liebe aus", murmelt er. „Hab's mir schon lang' denken können."

Er drückt den Hut auf den Kopf.

„Die fromme Berger-Lenel — oho!"

Er geht mit den leisen Schritten des geübten Waldläufers um das Kirchlein herum, daß er wieder in den Schatten kommt. Hat sich gelohnt, der Lenel zu folgen, als sie vor zwei Stunden allein zur Annakapelle spazierte und er sie plötzlich von einem versteckten Waldpfad aus bemerkte. Den Pirschgang kann er sich jetzt sparen. Es ist Zeit, nach Hause zu gehen.

Der Vater wird sich wohl sowieso wundern, daß er nicht längst daheim ist.

Na ja, man kann ihm nicht gut sagen: Ich hab' hinter der Kapelle gelegen und das Liebesduett von der Lenel Berger und dem Leutnant von Götsch mit angehört. Am Sonntag will er beim Alten um sie anhalten.

Das Gesicht des jungen Försters verzieht sich zu einer Grimasse.

„Viel Glück bei der Werbung, Herr von Götsch! Der Herr Berger wird sich freuen."

Er lacht kurz und leise auf.

„Man wird ja sehen, mein schönes Fräulein."

Er biegt in einen andern Pfad ein und stolpert beinahe über eine vorspringende Wurzel. Ein kräftiger Fluch entfährt seinem Mund — und nun scheint ihm leichter zu sein. Leise pfeift er vor sich hin, während er im gewohnten federnden Stemmschritt nach unten steigt.

Silbern strömt das Mondlicht über eine Lichtung. Im Hintergrund, gegen die Berglehne gestellt, steht die Oberförsterei. Deutlich zeichnen sich die Umrisse des großen Hauses im Licht ab.

Einige Fenster sind erhellt.

Als der junge Mann den Hof betritt, bellen ihn ein paar Hunde begeistert an.

„Kusch — kusch, Bande!" ruft er.

Dann betritt er das Haus.

Der Oberförster Eberstein wohnt hier seit fünf Jahren. Ein Mann Ende der Vierziger, groß, drahtig, stattlich. Reservehauptmann bei den Jägern. Den Offizier sieht man ihm immer noch auf den ersten Blick an. Vor fünf Jahren hat er sich aus Hirschberg, wo ihm eine gute Karriere winkte, nach hier versetzen lassen. Das Pflaster der lieben, alten Stadt — so munkelte man — war ihm etwas zu heiß geworden. Er liebte flottes Leben und eine gute Pulle Rotspon. Und die Frauen hat er überhaupt nie aufgehört zu lieben — bis heute. Eine Ehe von knapp zwei Jahren — aus Vernunft geschlossen —, die ihm einen netten Batzen Geld einbrachte, dann Scheidung, die vorauszusehen war, wie Eingeweihte behaupteten — das alles ist nun schon lange vergessen.

Erinnerung an jene Zeit: Der Sohn Ferdinand, der seit zwei Jahren einer seiner Revierförster ist. Ferdl, genannt, der wilde Ferdl. Auch er hat natürlich sein Jahr bei den Jägern runtergerissen.

Es ist schon ganz gut, wie die beiden zusammen hausen, von der flinken, rundlichen Lina Siebenhaar, einer Jungfrau von fünfzig Jahren und einer jungen, hübschen Hilfe aus dem Dorf nicht schlecht betreut. Von der Mutter ist kaum jemals ein Wort zwischen den beiden gesprochen worden. Die ist längst wieder verheiratet und lebt irgendwo in der Welt. Der Ferdl Eberstein hat nie Sehnsucht nach ihr gehabt, er ist immer ohne große Sentimentalität gewesen, wie sein Vater, der eigentlich wie ein großer Bruder von ihm aussieht. —

Der sitzt gerade in seinem Lieblingssessel am offenen, zum Schutze gegen die Mücken mit Gaze versehenen Fenster und hat ein halbes Dutzend Flinten neben sich stehen, die er reinigt. Auf dem Schreibtisch liegt ein Berg Aktenkram, den er eigentlich heute noch aufarbeiten müßte. Aber vor Schreibarbeiten hat er ein gelindes Grauen.

„Na, Herr Sohn? 'n bißchen spät geworden, hm? Gesunden Hunger, was?"

„Geht an, Vater."

Der Flintenkolben poltert gegen die Erde.

„Was entdeckt?"

Es klingt schärfer als vorher.

„Nicht die Spur."

Der Oberförster setzt sich straffer.

„Erzähl' mal, wie du gegangen bist."

Ferdl Eberstein rapportiert. Der andre hört aufmerksam zu. Dabei blickt er den Sohn forschend an. Die Narbe da hat ihm vor Jahr und Tag ein wildernder Waldarbeiter mit dem Gewehrkolben gehauen. Aber geschnappt wurde er doch. Bloß, daß es nicht der „Richtige" war. Der „Richtige" läuft immer noch herum und knallt aller vierzehn Tage mit unfehlbarer Sicherheit seinen Bock ab. Und daß es stets ein „Kapitaler" ist, versteht sich am Rande. In diesen Tagen wäre er sozusagen wieder mal fällig. Die beiden können sich sogar ausrechnen, wo es der Fall sein wird, denn sie kennen ja die verschiedenen Wechsel genau.

Und seit Tagen lösen sie sich auf diesem Posten ab. Nachher will der Oberförster noch raus. Schließlich sind die Rüffel, die von oben her kommen, nicht mehr lange auszuhalten. Der Wildbestand nimmt zu rapide ab. Und gelegentlich könnte man die Wände hochklettern.

Wenn man nicht bald Glück hat, kann man sich pensionieren lassen und spazieren gehen. Und dazu hat der Oberförster Eberstein wirklich noch keine Lust. Es wär' eine blamable Sache.

„Also ist unser lieber Unbekannter noch nicht da", sagt er nun. „Ich will mich beeilen. Nebenbei, mein Junge, ist dir was über die Leber gekrochen?"

Er hat unheimlich gute Augen, der Alte.

Ferdl schnippt mit dem Finger.

„Wenn man da stundenlang auf der Lauer liegt und sich wie ein Idiot vorkommt", sagt er mißmutig und denkt grimmig an das Brombeergestrüpp, unter dem er viel zu lange liegen mußte. Er ist überhaupt gar nicht bis zu dem Wechsel hingekommen.

„Na ja."

Der Oberförster hat sich eine Zigarre angesteckt und paft mächtig. Mit Nachdruck sagt er:

„Kriegen müssen wir ihn, Ferdl. Zum Teufel!"

„Kriegen wir auch, Vater. Wo steckt denn die Lina?"

Er drückt auf den Klingelknopf mit einer beinahe wütenden Entschlossenheit. „Hunger hab' ich. Die kann doch nicht schon in der Falle liegen?"

Liegt sie auch nicht. Sie schlurft schon aus der Küche in den Flur und brummelt ein bißchen böse:

„Jotte doch, ich komm' ja schon!"

Aber sie kommt nicht viel weiter.

Denn in diesem Augenblick tönt hell und scharf ein Schuß durch die Nacht.

Die beiden Ebersteins sehen sich wie erstarrt an.

Sie wissen genau, aus welcher Richtung er kam.

Der Oberförster stößt einen Fluch aus, dann greift er schon nach der nächsten Büchse, auch Ferdl hat bereits wieder sein eben abgestelltes Gewehr in der Faust.

Beide stürzen zur Tür hinaus und rennen das Faktotum Lina fast über den Haufen.

Das Haustor knallt hinter beiden zu.

Entgeistert blickt Lina hinterher und murmelt mit Überzeugung:

„Verrückt — total verrückt."

(Fortsetzung folgt)

Das gute Gedächtnis

Skizze von Ralph Arban

Vier Herren saßen wir, ein jeder in seiner Ecke des Eisenbahnabteils, und hatten für die Dauer der Fahrt die übliche Reisefreundschaft geschlossen. Ich weiß nicht mehr, wie wir darauf gekommen waren, aber wir unterhielten uns gerade über das menschliche Erinnerungsvermögen.

„In meinem Beruf", sagte der Geschäftsreisende, „ist ein gutes Gedächtnis die Hauptsache. Wenn ich zu einem meiner vielen hundert Kunden komme, muß ich genau wissen, was ich das letztemal mit ihm gesprochen habe. Jeder will individuell behandelt sein, denn wenn ich meine letzte Unterredung mit der von Schulze I verwechsle, dann bekommt er einen Bart. Und erzähle ich ihm gar zweimal dieselbe Geschichte, dann ist der Bart ab, und ich kann einpacken."

„Meine Stärke ist immer das Personengedächtnis gewesen", meinte der Herr, über dessen Platz im Gepäcknetz zwei mächtige Lederkoffer ruhten, gepflastert mit den Etiketten sämtlicher führender Gasthäuser von Europa. „Und in diesem Zusammenhang fällt mir eine nette kleine Geschichte ein."

Wir anderen krochen aus unseren Ecken und rutschten näher, um besser hören zu können.

„Ich befand mich einmal in einem bekannten Kurort", begann der Mann, „wo ich mit der Kurverwaltung eine geschäftliche Angelegenheit zu regeln hatte. Die Verhandlungen waren bereits am nächsten Vormittag abgeschlossen, so daß ich die Zeit bis zum Abgang des Abendzuges totschlagen mußte. Ich fragte den Portier meines Hotels nach einem hübschen Spaziergang, und er erklärte mir den Weg zur ‚Waldesruhe'. Dann ging ich los. Rechts standen Bäume, links standen Bäume. Eichhörnchen tauchten auf wie Wegelagerer, weil sie es gewohnt waren, von den Kurgästen gefüttert zu werden.

Als ich zur Waldesruhe kam, sah ich, daß sie aus zwei Bänken bestand. Auf einer davon saß ein Mann, der in die Luft starrte. Ich nahm Platz und betrachtete mein Gegenüber. Donnerwetter, das Gesicht hatte ich schon irgendwo gesehen, und diese merkwürdigen brutalen Züge konnte es nur einmal geben! Aber wo nur, wo? Ich setzte meinen Ehrgeiz darein, dieses Gedankenloch auszufüllen. Mein Gehirn raste. Im Unterbewußtsein schwebte mir vor, das Gesicht des Mannes stünde in keinem guten Zusammenhang in meinem Gedächtnis. Und warum nur das Gesicht? Da gehört doch beim Menschen noch der Körper dazu. Hatte ich also nur das Gesicht gesehen? Vielleicht ein Bild — Hoppla! Das war es! Und plötzlich fiel der Schleier. Ich wußte, wo ich das Bild dieses Mannes gesehen hatte: in der Zeitung, die ich gestern während der Bahnfahrt kaufte. Das Blatt mußte noch in meinem Hotelzimmer liegen. Aber ich benötigte es gar nicht, vor meinem geistigen Auge stand das Bild, das haarscharf dem des Mannes glich, der jetzt dort drüben auf der anderen Bank saß. Und darunter hatte in der Zeitung die fette Schrift geprangt: ‚Flüchtiger Defraudant! Ergreifprämie von 20 000 Kc. ausgesetzt!'

Ein Notar in der Tschechoslowakei hatte Jahre hindurch ein Doppelleben geführt und war vor einigen Tagen mit den ihm anvertrauten Geldern wahrscheinlich über die Grenze durchgegangen. So ungefähr hieß es in dem Aufruf. Also lag für mich der Fall vollkommen klar. Zwanzigtausend tschechische Kronen sind keine Kleinigkeit ... Aber wie ergreife ich den Mann? Im Gegensatz zu mir trug er sicher eine Waffe bei sich, wie jeder derartige Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat. Auf meine Kräfte konnte ich mich allerdings verlassen, denn ich bin ein ziemlich guter Boxer. Mein Entschluß stand fest: Vor allem mußte ich unauffällig an den Verbrecher herankommen. Ich setzte mein harmlosestes Gesicht auf, steckte mir eine Zigarette in den Mund und begann in sämtlichen Taschen herumzusuchen. Dann blickte ich hilfesuchend zu dem Mann hinüber, stand auf und ging mit dem freundlichen Lächeln eines notleidenden Rauchers auf ihn zu. ‚Ach, dürfte ich Sie doch um ein Feuer bitten', sagte ich scheinheilig und betrachtete aufmerksam das Kinn des Verbrechers, das bedauerlicherweise äußerst gut entwickelt war. Hier mußte man schon kräftig dreschen, um den nötigen Erfolg zu zeitigen.

Der Mann brummte etwas und reichte mir seine Streichholzschachtel. ‚Sie sind sehr liebenswürdig', sagte ich, holte blitzschnell aus und landete einen Kinnhaken, daß es nur so knallte. Eine Sekunde lang saß der Mann starr, gleich mußte er zusammensacken. Aber o Schreck! Es ging nicht mit rechten Dingen zu. Der Mensch strich sich nachdenklich über das Kinn, während sich in seinen Augen grenzenloses Erstaunen spiegelte. Dann stand er ganz langsam auf und wurde in demselben Verhältnis größer und größer, wie ich mich unglücklicher und unglücklicher zu fühlen begann. Er nahm gar kein Ende. ‚Junge, Junge!' sagte er, als er endlich ausgewachsen war, und versetzte mir eine in die Herzgrube, daß mir schwarz vor den Augen wurde. Den darauffolgenden rechten Schwinger konnte